

GREGOR GYSI

AUSSTIEG LINKS?

EINE BILANZ

WESTEND
Leseprobe

NACHGEFRAGT UND AUFGEZEICHNET VON STEPHAN HEBEL

GREGOR GYSI

AUSSTIEG LINKS? EINE BILANZ

**Nachgefragt und aufgezeichnet von
Stephan Hebel**

WESTEND

Inhalt

Vorwort	7
Was bleibt? Die Höhepunkte eines Politikerlebens und ein erster Blick in die Zukunft	19
Links, wie geht das? Von Rente bis Asyl: die Partei und der Populismus	47
Was prägt? Die Familie, der Antifaschismus und die Widersprüche der DDR	61
Wie weiter? Der Ausstieg, die Gründe und die Folgen	89
Reif für den Westen? Ein bürgerlicher »Ossi« und die deutsche Einheit	99
Zukunft ohne Gysi? Alte Fragen, neue Gesichter und die künftige Rolle der Linkspartei	117
Wo bleibt die Wende? Merkel, Gauck und das Problem mit der Wechselstimmung	143
Ein Mann der Worte – bedeutende Reden Gregor Gysis in Auszügen	167
Chronologie	215

Was bleibt? Die Höhepunkte eines Politikerlebens und ein erster Blick in die Zukunft

»Ich muss erst noch lernen, Nein zu sagen«

Es ist Sonntag, in Berlin scheint die Sonne. Wie würden Sie sich, gäbe es unser Gespräch nicht, die freie Zeit vertreiben?

Noch bin ich ja Fraktionsvorsitzender. Wenn ich keine Termine habe, verbringe ich die Sonntage zu Hause. Ich bearbeite die Post aus dem Bundestag und bereite die Sitzung des Fraktionsvorstandes in der kommenden Woche vor. Ich lese bei allen Anträgen, die meine Fraktion stellen möchte, den Forderungsteil. Ich will immer wissen, worum es geht. Die Begründung lasse ich weg – es sei denn, es geht um ein schwieriges Thema wie Israel und Palästina. Dann lese ich lieber alles.

Außerdem ist es so: Im politischen Leben kann man davon ausgehen, dass man die meisten Termine am Wochenende hat. Kongresse, Podiumsdiskussionen, Veranstaltungen, Feierlichkeiten, all das findet regelmäßig am Samstag oder Sonntag statt. Das geht mir übrigens manchmal auch auf die Nerven, aber ich kann es nicht ändern.

Mit all dem ist es ja jetzt vorbei, die Pflichten als Fraktionsvorsitzender fallen immerhin weg. Aber ich bin mir gar nicht so sicher, ob ich so viel Zeit gewinne, wie ich mir das mal vorgestellt habe. Ich muss erst noch lernen, die Dinge anders zu organisieren. Ich

muss lernen, Nein zu sagen. Ich muss mich schon ein bisschen zurücknehmen. Und das will ich auch.

Warum sind Sie nicht sicher, dass Sie Zeit gewinnen?

Ich bekomme jetzt schon Einladungen, die es früher nicht gab. Leute und Einrichtungen, die Hemmungen hatten, den Fraktionsvorsitzenden der Linken einzuladen, haben sie nicht mehr. Ich diskutiere zum Beispiel demnächst bei der Polizei. Es gibt also eine gewisse Verschiebung zu anderen Terminen – aber das heißt ja nicht unbedingt, dass sie weniger werden. Und noch etwas: Ich bekomme jetzt auch als Anwalt Anfragen, die ich früher nicht bekam. Es wird versucht, mich mehr in Anspruch zu nehmen, weil viele davon ausgehen, dass ich mehr Zeit habe. Auch da muss ich auswählen, was ich mache und was nicht. Vieles, das auf mich zukommt, ist allerdings wirklich interessant.

Balla balla und die Beatles in der DDR

Meine Frage war eigentlich, was Sie mit Freizeit anfangen.

Erstens: Innerlich zur Ruhe kommen, mich entspannen. Das ist das Wichtigste, besonders im Urlaub. Bisher habe ich dazu immer eine Woche gebraucht. Erst dann konnte ich anfangen, Dinge zu genießen, denn in der ersten Woche war ich gedanklich noch im Dienst. Und wenn der Urlaub unterbrochen wurde, zum Beispiel durch eine Sondersitzung im Bundestag, bei der ich reden musste, dann war ich natürlich völlig raus aus dem Urlaubsrhythmus.

Mir fällt es auch gar nicht so leicht, zu innerer Ruhe zu finden, obwohl ich mich gern entspanne. Kürzlich habe ich mal mit meinem Kollegen Jan Korte in Dänemark geangelt, dann auch im Nor-

wegen-Urlaub. Da habe ich verstanden, was die Leute daran reizt: Es ist gar nicht das Fangen von Fisch. Es ist dieses Für-sich-Sein. Diese Ruhe. Die Entspannung, wenn man einfach nur auf das Wasser schaut. Aber das ist nicht so leicht, wie es klingt. Ich bin kein Angler-Typ, das habe ich festgestellt.

Natürlich lese ich gern. Aber dazu muss ich ein Buch aufnehmen können. Wenn ich angespannt bin und fange an, ein Buch zu lesen, dann stelle ich nach drei Seiten fest, dass ich gar nicht mitbekommen habe, was da stand, weil ich in Gedanken wieder bei irgendwelchen Anträgen, Reden oder sonstwas war. Das möchte ich gerne überwinden.

Das Zweite, was ich sehr gerne mache, ist Musik hören, ganz unterschiedliche Musik. Klassik liebe ich sehr. Jazz mochte ich zuerst nicht, aber der Schriftsteller Joseph von Westphalen hat mich mit seinen Jazzaufnahmen, mit denen man angeblich alle Frauen gewinnt, überzeugt. Das mit den Frauen ist mir zwar nicht gelun-



Gregor Gysi startet zum ersten Flug mit seinem neu erworbenen Flugschein, Lothar Bisky begleitet ihn als Co-Pilot.

gen, aber ich höre diesen Jazz trotzdem gern. Vor allem die alten Sachen, zum Beispiel Louis »Satchmo« Armstrong mit seiner Trompete. Manchmal höre ich auch ganz gerne ... wie sagt man dazu, Popmusik?

Abba?

Nein, eher Adele und Lena del ...

Lana Del Rey.

Ja, genau, ich finde ihre Stimme sehr schön. Und dann sind da natürlich die Hits aus meiner Jugend. Ich liebe zum Beispiel Janis Joplin. Natürlich weiß ich, dass sie drogensüchtig war. Aber verstehen Sie, wenn sie sang, dann hat sie ihr ganzes Leben auf die Bühne gebracht. Das war Leidenschaft! Das war etwas Faszinierendes und Ansteckendes! Ich war auch ein großer Fan der Beatles, etwas mehr als der Rolling Stones. Und schließlich spielte auch die Zeit davor eine Rolle: Elvis, Bill Haley, Little Richard und solche Leute.

Sie sollen als Schüler sogar eine Beatles-Platte besessen haben, für die DDR sehr ungewöhnlich. Gibt es die noch?

Ja, die habe ich noch! Ich habe sie damals von meiner Großmutter geschenkt bekommen, die in Paris lebte und uns besuchte.* Ich kann das natürlich nicht beweisen, deshalb habe ich auch keinen Antrag beim Guinness-Buch der Rekorde gestellt, aber ich glaube, ich war der erste DDR-Bürger, der eine Beatles-Platte hatte. Die waren zu dem Zeitpunkt zumindest bei uns noch gar nicht richtig bekannt. Ich war damals in der neunten Klasse, es muss also 1962

* Erna Gysi, die Mutter von Gregors Vater Klaus, war Jüdin und floh 1938 vor den Nazis nach Frankreich.

gewesen sein. Ich war mächtig stolz. Alle wollten die Platte ausleihen, sogar die Musikband meiner Schule. Das habe ich natürlich auch gemacht, aber wenn man so etwas Seltenes besitzt, muss man das natürlich auch ein bisschen ausnutzen. Ich habe mich da schon etwas chefig benommen.

Chefig? Ging es um Geld, ganz kapitalistisch?

Nein, Geld spielte gar keine Rolle. Ich habe gesagt, es geht erst nächste Woche, solche Dinge. Ich habe also ein bisschen wichtigtu-erisch herumgehampelt, damit die anderen freundlicher zu mir wurden.

Aber ich wollte Ihnen noch etwas von meinem jüngsten Urlaub erzählen. Plötzlich legte mein Sohn eine Platte mit Filmmusik auf, den Film habe ich längst vergessen. Da waren Lieder drauf wie »Balla balla balla«.

»My Baby, Baby, balla balla« – meinen Sie das?

Ja! Und ich stellte fest, wie plötzlich in mir meine Jugend wieder hochkam. Ich fing sogar an mitzusingen. Mein Sohn meinte, ich hätte eine vollständige Meise. Als ich jung war, spielten noch richtige Kapellen, das ist ja heute etwas sehr Seltenes. Einmal gingen wir tanzen und die Band sang »Balla balla«. Dann fragten sie uns, ob wir es schön gefunden hätten, und wir riefen alle: »Ja!« Darauf die Musiker: »Setzen – und schämen!« Solche Erinnerungen kamen in mir wieder hoch.

Aber im Zusammenhang mit der Beatles-Platte gibt es noch ein Erlebnis, das für mich wirklich wichtig war: Eines Tages wurde ich zum Direktor der Schule bestellt. Der sagte, er müsse mich etwas fragen. Es sei jemand von der Kreisdienststelle des Ministeriums für Staatssicherheit bei ihm gewesen, und es gebe die Behauptung, dass

ich der Schulband Tonbänder der Beatles zur Verfügung gestellt hätte, damit die lernen, das zu spielen. Ob das stimme? Das war für mich sehr interessant. Und bitter enttäuschend. Denn bis dahin dachte ich, die Staatssicherheit kümmert sich um Spione, die liegen hinter Büschen und versuchen, Agenten zu fassen. Dass sie sich mit so einem Mist befassen, hat mich sehr unangenehm überrascht.

Das Zweite war, dass sie in der Sache auch noch falsch informiert waren. Ich besaß kein Tonbandgerät und auch keine Tonbänder. Und da kam schon der Anwalt in mir hoch: Ich habe nämlich absolut exakt geantwortet und gesagt: »Das kann überhaupt nicht sein, ich besitze kein Tonband.«

Und der Direktor sagte: »Dann ist es ja gut.«

Und entließ mich wieder. Ich hatte natürlich die Schallplatte der Band geliehen, aber er hatte mich nun mal nach Tonbändern gefragt. Mein Vater hat dann versucht, mir die Sache irgendwie zu erklären. Ich erinnere mich nicht mehr genau, was er gesagt hat. Er wird versucht haben, etwas Beschwichtigendes zu finden.

Woran ich mich aber erinnere, das ist ein anderes Gespräch mit meinem Vater. Das war noch viel früher, in der ersten Klasse. Ich habe mich nur ein einziges Mal in meinem ganzen Leben geprügel, wirklich nur ein einziges Mal, und das war mit einem Jungen aus der Klasse. Er behauptete, dass die Russen am Ende des Zweiten Weltkriegs Frauen vergewaltigt hätten, und ich sagte: »Nein, das kann nicht sein.« Wir wussten beide nicht, was Vergewaltigung ist, nur, dass es etwas Negatives sein muss. Ich habe meinen Vater dann abends gefragt, und er hat mir erklärt, was das ist. Das habe ich so in etwa verstanden.

Dann sagte er: »Das mit den Russen stimmt so im Prinzip nicht, aber ...« Und dann kam ein so langes Aber, dass mir klar war, dass es doch stimmte. So habe ich Dialektik gelernt.

»Politik kann nicht immer nur ernsthaft sein«

Dialektik ist ein originelles Wort dafür. Aber lassen Sie uns, bevor wir die Vergangenheit wieder aufnehmen, in die Zukunft schauen: November 2039, wir feiern den 50. Jahrestag des Mauerfalls. Gregor Gysi sitzt 91-jährig auf der Bundestagstribüne ...

Wieso das denn – da bin ich doch Alterspräsident! (*Lacht*)

... auch gut. Und Altbundespräsidentin Angela Merkel hält die Rede. Wenn Sie sich etwas wünschen dürften: Was soll sie über Sie sagen? Darüber, was in der Geschichte von Ihnen geblieben ist, wie Sie Deutschland verändert haben?

Ich glaube, dass man bei diesem Jahrestag gar nichts über mich sagen wird. Ich bin mir auch nicht ganz sicher, ob ich dann noch lebe. Zu sagen, was man selbst bewirkt hat, ist schwierig, weil man sich selbst nicht einschätzen und schon gar nicht loben, aber sich auch nicht zu klein machen soll. Eigentlich überlasse ich das lieber anderen.

Aber wenn Sie es so wollen: Ich glaube, ich habe an einigen Dingen mitgewirkt. Das eine ist mein Anteil an der Überführung der Eliten – der künstlerischen, wissenschaftlichen, technischen, medizinischen, pädagogischen und anderen Eliten – aus der DDR in die Bundesrepublik Deutschland. Es gab keine andere Partei, die sich dieser Aufgabe stellte. Übrigens zunächst auch kein Medium. Das war äußerst schwierig, und ich glaube, dass es einigermaßen gelungen ist.

Das Zweite ist ein Anteil daran, Deutschland europäisch normalisiert zu haben. In der alten Bundesrepublik Deutschland war eine Partei links von der Sozialdemokratie im Bundestag völlig undenkbar. So etwas gehörte überhaupt nicht zum akzeptierten politischen Spektrum, während es in Ländern wie Italien, Frankreich oder Spa-



Politik braucht Unterhaltungsmomente – Gregor Gysi beim politischen Aschermittwoch der PDS in Magdeburg, Februar 1998.

nien völlig üblich war. Selbst die Grünen mussten lange Wege gehen. Ich glaube, dass meine Partei heute in der Gesellschaft als zum demokratischen Spektrum dazugehörig akzeptiert ist. Das heißt nicht, dass sie von den meisten gewählt wird, sondern dass die meisten sagen: Es ist okay, dass es auch diese Partei gibt.

Das Dritte, das mir wohl ganz gut gelungen ist: Meiner Partei den Wert des Grundgesetzes, den Wert der Rechtsstaatlichkeit und der Demokratie beizubringen. Heute bin ich relativ sicher, dass sie das auch in Zukunft hüten wird. Das ist mir natürlich nicht alleine gelungen, da brauchte ich auch die Hilfe von außen. Aber ich glaube, dass ich dazu einen Beitrag geleistet habe. Es zweifelt ja heute keiner mehr daran, dass die Linke auf dem Boden des Grundgesetzes steht. Früher, in der alten Bundesrepublik, erschien das bei linken Gruppen immer sehr, sehr fraglich.

Vielleicht noch eine Sache: dass ich ein bisschen einen anderen Stil in die Politik gebracht habe. Es kann nicht immer nur ernsthaft

sein. Ich brauche auch Unterhaltungsmomente. In Deutschland ist die Ansicht verbreitet, dass nur derjenige seriös ist, der kotzlangweilig ist. Ich glaube, dass ich diese Ansicht ein bisschen widerlegen konnte. Ich habe schließlich sehr seriöse Dinge gesagt und getan, bei aller Unterhaltung. Und ich habe zugleich versucht, etwas Humor einzubringen. Es gibt zwar nicht so wenige in der Politik, die ironisch sein können. Aber Selbstironie ist eine Rarität. Ich mag Selbstironie. Das habe ich übrigens von meinem Vater gelernt.

Sie haben gesagt, Sie seien »relativ sicher«, dass der Schatz der Rechtsstaatlichkeit in der Partei weiter gehütet wird. Warum nur »relativ«?

Ich weiß nicht, welche Entwicklungen es bis 2039 geben wird. Was weiß ich, wer bis dahin in die Partei eintritt, da muss ich ein kleines Fragezeichen machen. Ich bin, zumindest was die östlichen Landesverbände betrifft, völlig sicher. Aber auch bei den meisten westlichen Landesverbänden. Ich bin ja in der Partei das lebende Beispiel für den Wert des Rechtsstaats: Ich habe Prozesse geführt und gewonnen, obwohl der Mainstream der Gesellschaft gar nicht wollte, dass ich gewinne. Da konnten die Genossinnen und Genossen sehen, was Rechtsstaatlichkeit bedeutet – in der DDR wäre das anders ausgegangen. Das hat die Partei, glaube ich, schon begriffen und verinnerlicht. Als ich in meiner Abschiedsrede als Fraktionsvorsitzender auf dem Parteitag im Juni 2015 sagte, dass sie die Rechtsstaatlichkeit hüten müsse, gab es erstaunlich großen Beifall. Als ob es einem Bedürfnis der Partei entsprach, dass das einmal so gesagt wird.

Schließlich – dann höre ich auch auf, mich zu würdigen – glaube ich, dass ich einen Anteil daran habe, dass man wenigstens darüber nachdenkt, was eigentlich ein demokratischer Sozialismus sein könnte.

Triumph und Enttäuschung

Können Sie sich an Situationen erinnern, von denen Sie sagen würden, das war ein echter Moment des Triumphes?

Ja, die gibt es natürlich. Das sind manchmal kleinere und manchmal größere Dinge. Zum Beispiel als wir 1998 das erste Mal die Fünf-Prozent-Hürde überschritten haben, wenn auch knapp. Das hatte uns so gut wie keiner zugetraut. Es war ja das Jahr, in dem die SPD mit Oskar Lafontaine und Gerhard Schröder an der Spitze mehr als 40 Prozent der Stimmen bekam, weil man wirklich einen Wechsel von Helmut Kohl hin zu Schröder wollte. In dieser Zeit die PDS, die sie ja damals noch war, über fünf Prozent zu bekommen, das war ein schönes Erlebnis.

Eine tolle Sache war es auch, als ich es 1994 geschafft habe, drei fantastische ältere Herren dafür zu gewinnen, dass sie bei uns für den Bundestag kandidieren: Stefan Heym, Gerhard Zwerenz und Heinrich Graf Einsiedel.* Was glauben Sie, was mich das für Kraft gekostet hat, mit den dreien so zu diskutieren. Sie zögerten natürlich, das Angebot entsprach ja nicht ihrer Laufbahn. Zum Beispiel

* Der Schriftsteller Stefan Heym (1913–2001) war in der DDR wegen seiner Kritik an der SED mit Veröffentlichungsverboten belegt, aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen und wegen angeblich illegaler Veröffentlichungen in westlichen Verlagen verurteilt worden.

Der Schriftsteller Gerhard Zwerenz (1925–2015) siedelte schon 1957 nach seinem Ausschluss aus der SED in den Westen über. Er wurde zu einem der bekanntesten linken Autoren der Bundesrepublik.

Heinrich Graf von Einsiedel (1921–2007) war im Zweiten Weltkrieg Jagdflieger. In sowjetischer Kriegsgefangenschaft schloss er sich antifaschistischen Gruppen an. Nach seiner Entlassung 1947 wurde er in der DDR Journalist, ging aber 1948 in den Westen, wo er als Übersetzer, Drehbuchautor und Essayist arbeitete. Von 1957 bis 1992 gehörte Einsiedel der SPD an. Alle drei zogen 1994 in den Bundestag ein. Heym gewann das Direktmandat in Berlin Mitte/Prenzlauer Berg, die beiden anderen bekamen ihre Mandate über die offenen Landeslisten der PDS.

Stefan Heym: Die SED-Spitze und der Staatsapparat hatten sich wirklich knallhart mit ihm auseinandergesetzt. Nun sollte er, wenn man so will, für die Nachfolgepartei kandidieren, das ist nun auch keine Selbstverständlichkeit. Er war ja nie Mitglied einer Partei. Ich habe einige lange Gespräche mit ihm geführt, dann war er zur Kandidatur als Parteiloser bereit. Er hat, wie ich finde, eine tolle Rede zur Eröffnung des Bundestages als Alterspräsident gehalten.

Und noch etwas: Am 5. Dezember 2014 saß ich im Landtag von Thüringen, als im zweiten Wahlgang Bodo Ramelow zum Ministerpräsidenten gewählt wurde. Das war für mich wirklich ein großer Moment, weil es in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland bis dahin noch niemals einen Ministerpräsidenten gegeben hatte, der links von der Sozialdemokratie organisiert war.

Sie waren kurz vor der Wahl Ramelows zu Besuch bei der *Frankfurter Rundschau* und haben Unsicherheit bekundet, ob Sie im Thüringer Landtag dabei sein sollten. Warum?

Ich habe mir überlegt, was passiert, wenn er nicht gewählt wird; Rot-Rot-Grün hat ja nur eine Stimme Mehrheit. Dann gehen natürlich alle Kameras auf ihn und auf mich und zeigen zwei begossene Pudel. Deshalb habe ich gezögert. Außerdem: Ich bin nicht wirklich abergläubisch, aber so ein bisschen schon. Ich glaube, man kann Dinge provozieren, indem man anwesend ist. Auch eine Niederlage.

Warum nicht auch im Fall der Niederlage neben ihm stehen?

Richtig, genau die Überlegung war es auch, die bei mir gesiegt hat. Ich habe zu Bodo gesagt: »Weißt du was, wenn nicht, dann eben nicht. Dann gehen wir hinterher kräftig einen kippen. Sollen sie mich eben vorher filmen, das ist mir dann auch egal.«

Ich saß also dort und sah nach der Auszählung des ersten Wahlgangs, wie eine junge Abgeordnete unserer Fraktion zu ihrem Platz zurückging. Ich wusste sofort, dass es nicht geklappt hatte. Der Landtagspräsident von der CDU, Christian Carius, hat hingegen folgende Eigenschaft: Er verzieht das Gesicht überhaupt nicht. Man konnte nicht daraus lesen, wie es ausgegangen war. Und dann sagte er: »Nicht gewählt, zweiter Wahlgang.«

Aber als der ausgezählt war, sah ich, wie unsere Abgeordnete freudestrahlend zu ihrem Platz ging. Da wusste ich, Bodo ist gewählt. Aber wiederum habe ich es dem Landtagspräsidenten nicht angesehen.

So viel zu den Triumphen. Wie ist es mit den Momenten der Niederlage oder der Enttäuschung, vielleicht Resignation? Auch das wird es gegeben haben.



Auf dem außerordentlichen Parteitag in Ost-Berlin am 8. Dezember 1989 wählt die SED Gregor Gysi zum neuen Vorsitzenden.

Ja, das alles hat es gegeben, noch mehr als Triumphe. Die erste Enttäuschung gab es gleich Anfang 1990. Ich war Ende 1989 zum Parteivorsitzenden der SED gewählt worden, die sich eine Woche danach erst in SED-PDS und sechs Wochen später in PDS umbenannte, Partei des Demokratischen Sozialismus. Zunächst wurde ich in den Medien, bis hin zur *FAZ*, noch als eine Art Reformler angesehen. Aber dann meinte man plötzlich, diese Partei und diesen Mann überhaupt nicht mehr zu benötigen. Die Signale aus Moskau sprachen dafür, dass man die Vereinigung sowieso in der Tasche hatte, und daraufhin gab der *Spiegel* den Startschuss, mich anders zu behandeln. Er veröffentlichte Anfang Januar 1990 eine lange Titelgeschichte unter der Überschrift »Der Drahtzieher«. Es gab, wie ich heute weiß, in der Redaktion eine Debatte über die gelbe Schrift, das war immerhin die traditionelle Farbe der Juden-diskriminierung, bis hin zum Judenstern. Doch die Leitung hat sich durchgesetzt – die Farbe blieb.

Sie müssen den Artikel mal lesen, da sind alle entsprechenden Vorurteile drin: Ich wollte an die Parteikasse und so weiter, das war schon ziemlich abenteuerlich. Dieser Artikel ist zum Beispiel in Leipzig hunderttausendmal bei Demonstrationen verteilt worden. Und dann kam dieser Spruch auf: »Lügen haben kurze Beine, Gysi zeig uns doch mal deine.« Ich erlebte einen Hass, wie ich ihn mir bis dahin gar nicht vorstellen konnte. Natürlich konnten mich in der DDR gelegentlich Staatsanwälte mal nicht leiden, wie es sich gehört, aber dass ich so gehasst wurde, war mir fremd und störte mich logischerweise.

Auf der anderen Seite gab es eine tiefe Zuneigung, fast schon ein Anbeten, was noch schlimmer war. Es existierten Hoffnungen in Bezug auf Hans Modrow, den letzten DDR-Ministerpräsidenten von unserer Partei, und in Bezug auf mich. Mir war aber klar, dass wir das nicht leisten können. Wir mussten bitter enttäuschen, wir sind ja keine Götter, keine Zauberer! Und zusätzlich hatten wir im-

mer noch eine besondere Verantwortung für die Stabilität im Land, das darf man nicht unterschätzen: Es durfte kein Schuss fallen. Das heißt, wir mussten auch auf die »bewaffneten Organe« der DDR, wie sie so schön hießen, einwirken, damit da keiner durchdreht.

Und dann hatte ich auch noch Verantwortung für die Partei, die schwer zu reformieren war. Sie war bis zur ersten freien Volkskammerwahl im März 1990 ja immer noch die Hauptregierungspartei, genauer gesagt bis zur Wahl von Lothar de Maizière zum Ministerpräsidenten im April 1990. Da gab es schon besondere Herausforderungen. So gründeten Offiziere der Staatssicherheit und der Nationalen Volksarmee Landesverbände der rechten »Republikaner«. In Sachsen und in Mecklenburg-Vorpommern, wenn ich mich recht entsinne. Wir mussten reagieren, und ich habe gesagt: »Wir stehen vor folgender Alternative: Wir können versuchen, eine moderne linke Partei zu werden, ohne jede kleinbürgerliche Kultur und Struktur. Dann können wir für diese Leute nichts tun. Das halte ich für ziemlich gefährlich. Oder wir kümmern uns um sie, dann bekommen wir aber auch eine kleinbürgerliche Kultur und Struktur. Selbst wenn wir sie nicht wollen, kriegen wir sie.«

Ich habe dafür plädiert, den zweiten Weg – nicht überzogen, aber angemessen – zu gehen, weil wir auch für diese Leute zuständig sein mussten. Es musste eine Partei geben, an die sie sich wenden konnten und bei der sie Antworten bekamen.

Dann verließ uns auch noch der frühere Dresdner Oberbürgermeister Wolfgang Berghofer, mein Stellvertreter im Parteivorsitz und ein prominenter SED-Reformer. Es kam also einiges zusammen.

Anfang Januar 1990 führten die Minister in der Modrow-Regierung, die meiner Partei angehörten, mit mir eine Aussprache. Am Ende blieb von mir nichts übrig, derart haben sie mich fertiggemacht. Als ich da herauskam, dachte ich: »Warum tue ich mir das alles eigentlich an?« Aber ich wollte doch ganz gern länger bleiben

als Egon Krenz, der letzte SED-Generalsekretär während der Wende. Er blieb nur sechs Wochen.

Bei mir entsteht in solchen Situationen innerlich ein Gegenruck: Ich gehe, wenn ich nicht gehen muss. Und ich gehe nicht, wenn der Druck zu gehen sehr groß ist. Da werde ich preußisch-störrisch, ich leide zwar, aber ich bleibe.

Ich glaube, das war die größte Anforderungssituation in meinem Leben. Extrem schwierig. Ich hatte ja auch noch Gespräche zu führen, zum Beispiel mit Michail Gorbatschow. Dabei habe ich wahrscheinlich auch Fehler gemacht. Ich hätte ihn vielleicht noch einmal im Juni 1990 sprechen sollen, kurz vor Inkrafttreten der deutsch-deutschen Währungsunion, um bestimmte Fragen der deutschen Vereinigung mit ihm zu besprechen. Aber darum habe ich mich nicht bemüht. Darüber muss ich noch nachdenken.

Anfang 1992 kam dann der Vorwurf, dass ich mit der Stasi zusammengearbeitet hätte. Das war natürlich für mich ein schwerer Schlag – schon weil es nicht stimmt.

Und nicht weniger schwerwiegend war, dass mir immer wieder unterstellt worden ist, ich hätte Parteivermögen beiseitegeschafft. Inzwischen hat sich das gegeben, jeder kann meine Konten einsehen und alle Geheimdienste haben das erforscht. Ich habe mit dem SED-Vermögen nichts zu tun. Im Jahr 1990 gab es ein Ermittlungsverfahren gegen Finanzfunktionäre der Partei, die versucht haben, etwa hundert Millionen D-Mark für die Partei zu sichern. In den Zeitungen stand immer, dass ich etwas damit zu tun hätte. Und dann – aber erst nach der Bundestagswahl vom 2. Dezember 1990! – sagte die Sprecherin der Staatsanwaltschaft: »Herr Gysi hatte damit nie etwas zu tun.«

Man gewöhnt sich daran, lernt, damit umzugehen, aber es war schon eine harte Zeit. Als ich im Bundestag noch zutiefst abgelehnt wurde, gab es von den anderen Fraktionen mir gegenüber drei ver-

schiedene Verhaltensweisen: Es gab die, die mich zutiefst ablehnten, und zwar nicht nur drinnen, sondern genauso draußen. Dann gab es die, die mich drinnen zutiefst ablehnten und draußen sagten »Wir können natürlich offen reden« und Ähnliches. Die mochte ich übrigens am wenigsten. Und dann gab es diejenigen, die draußen mit mir redeten und das drinnen auch nie geleugnet hätten. Das war die kleinste, aber mir die angenehmste Gruppe.

In der CDU konnte ich zum Beispiel mit dem damaligen Kanzleramtschef Friedrich Bohl regelmäßig reden. Auch Norbert Blüm war eher offen. Aber einer wie Alfred Dregger, der Parteirechte in der CDU, wollte mit mir gar nichts zu tun haben.

In der SPD hatte etwa der spätere EU-Kommissar Günter Verheugen, der damals im Bundestag saß, keine Schwierigkeiten mit mir. Egon Bahr schon gar nicht. Aber insgesamt war es bei den Sozialdemokraten unterschiedlich. Die hatten immer Angst, dass ihnen etwas unterstellt würde, wenn sie mit mir redeten. Die SPD ist ja komischerweise eine vornehmlich ängstliche Partei. Viel ängstlicher als die Union oder die FDP. Die Sozialdemokraten haben eben eine lange Geschichte, die sie prägt. Nie wieder wollten sie vaterlandslose Gesellen sein, sie fürchten eine Nähe zu irgendwelchen – auch ehemaligen – Kommunisten. Und dennoch gab es Leute, die offen mit mir sprachen. Was aber die anderen betrifft, hatte ich eines beschlossen: Ich hasse einfach nicht zurück. Das war und ist meine Stärke.

Sie sagen, man lernt damit umzugehen. Aber es müssen doch Narben vorhanden sein. Worunter leiden Sie bis heute?

Das kann ich nicht sagen. Ich bin kein Psychologe, nicht in psychologischer Behandlung und will mich auch nicht in eine solche begeben. Ich möchte mich nicht allzu sehr selbst analysieren. Ich kenne Leute, die das gerne machen und Beziehungen zu jedem eigenen

Zeh entwickeln. Der Typ bin ich nicht, der will ich auch gar nicht sein.

Aber ich kann Ihnen zwei Geschichten zum Hass und zum Umgang damit erzählen: Erich Honecker war im März 1991 über Umwege nach Moskau gelangt. Damals hielt ich eine Rede im Bundestag, und ständig rief jemand dazwischen, ich solle doch erstmal dafür sorgen, dass Honecker nach Moabit ins Gefängnis komme. Nach dem dritten oder vierten Mal langte mir das, und ich sagte: »Meine Herren hier in der ersten Reihe, Sie kennen ja alle Erich Honecker persönlich, ich bin ihm ja nie begegnet. Wie ist der eigentlich so?«

Da war was los. Und meine PDS-Gruppe im Bundestag – wir hatten noch keine Fraktion – hat das aufgebaut. Es stimmt, ich bin ihm nie in meinem Leben begegnet, aber Oskar Lafontaine und Hans-Jochen Vogel von der SPD kannten ihn, Helmut Kohl und Wolfgang Schäuble kannten ihn, Otto Graf Lambsdorff von der FDP kannte ihn, sie kannten ihn alle. Nur ich nicht!

Die zweite Geschichte: Als 1992 unser Abgeordneter Professor Gerhard Riege wegen seit Jahrzehnten beendeter, lächerlicher Stasi-Kontakte Selbstmord beging, bekam ich in seiner Stadt keinen Saal, um die Trauerfeier durchzuführen. Schließlich war es die evangelische Kirche, die mir einen Raum gegeben hat. Übrigens kam ja auch Honecker in der Schlussphase der DDR bei einem evangelischen Pastor unter. Das darf man nicht vergessen. Ich sage meinen Leuten immer: »Das sind gelebte Werte!« Ich bin nicht religiös, aber ich kenne den Wert von Kirchen. Deshalb werde ich nie antikirchlich sein, auch wenn ich zum Beispiel die Sexualethik der katholischen Kirche für absurd halte.

Nach dem Selbstmord hat sich das Verhalten der Union uns gegenüber im Bundestag übrigens ein bisschen verändert. Ich nehme an, Wolfgang Schäuble, der damals Fraktionsvorsitzender war, hat seinen Leuten in der Union gesagt, dass sie es nicht über-

ziehen sollen. Auf jeden Fall wurde der Ton uns gegenüber plötzlich eine Idee gemäßiger. Aber muss es immer erst einen Todesfall geben?

Ich höre einen gewissen Stolz auf Ihre Schlagfertigkeit heraus.

Es ist nicht die Schlagfertigkeit, sondern die unterschiedliche Art zu reagieren. Alle anderen hätten auf die Honecker-Zwischenrufe vielleicht geantwortet: »Wie soll ich denn das machen, ich habe doch gar keinen Einfluss darauf!« Ich reagiere anders und stelle die Zwischenrufer damit etwas bloß. Und ich sage gleichzeitig etwas über mich: Die Leute konnten ja nicht wissen, dass ich nie in meinem Leben Honecker begegnet bin, wohl aber die anderen. Das ist mir wichtig. Und es gefällt mir auch, dass die anderen sich dann ärgern.

Vor allem aber ist es meine Art, mit Ablehnung umzugehen. Ich sagte ja – ich will nicht zurückhassen. Ich will, soweit es geht, sogar versuchen, mit Humor zu reagieren. Das, was ich im Bundestag gemacht habe, war ja auch eine Art von Humor. Aber das geht natürlich nicht immer.

Ich habe zu meinem Abschied vom Fraktionsvorsitz auf dem Parteitag im Juni 2015 selbstkritisch gesagt – was übrigens auch nicht üblich ist in der Politik –, dass ich mich zu wichtig genommen habe. Ich habe viel zu selten Nein gesagt, wenn Anfragen kamen, und ich habe dadurch viel zu wenig Zeit für meine Angehörigen gehabt und Freundschaften vernachlässigt. Jetzt stelle ich fest: Wenn man eine Freundschaft lange Zeit nicht gepflegt hat, lässt sich das nicht so leicht reparieren. Es genügt nicht, dass man dann zweimal anruft. Man trifft sich natürlich, aber es ist viel verlorengegangen, das sich nicht so leicht wieder aufbauen lässt. Ich glaube, in der ersten Reihe der Politik begehen viele denselben Fehler. Aber ich werde sie davor nicht bewahren kön-

nen. Das tut weh: Freundschaften, die ich hatte und von denen ich nun merke, das funktioniert nicht mehr so richtig, und es liegt ausschließlich an mir.

Gorbatschow, Castro und die Obdachlose am Alex

**Weitere Infos zum Buch und
unserem Programm auf
www.westendverlag.de**